Im Bann der Schuld.

Roman von Frank Barrett.

(9. Fortsetzung.)

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Höchlichst zufrieden mit dem Erfolg seiner schmählichen Intrigue suchte der Oberst sofort den Millionär auf und theilte ihm mit, daß Lydia eingewilligt habe, seine Gattin zu werden. Muntz war im Allgemeinen eine sehr zähe Persönlichkeit, und nur selten drückte er seine Dankbarkeit in greifbarer, resp. zahlreicher Münze aus, der Check indeß, den er Lukas im Laufe des Abends zur freien Verfügung übergab, ließ selbst den Obersten vor freudigem Erstaunen verstummen.

Angesichts dieses Glücksfalles beschloß der Oberst, sich auf ein paar Tage nach London zu begeben—dort war nach seiner Ansicht der einzig passende Ort, den Check zu verwenden, und in kaum acht Tagen war von demselben keine Spur mehr übrig.

Lydia und Ines waren inzwischen unter dem Schutze des Millionärs in Sanssouci geblieben; als der Oberst nach achttägiger Abwesenheit dorthin zurückkehrte, bemerkte er Licht in der Bibliothek und in Lydia's Zimmer, während die Salonfenster dunkel waren, und dieser Umstand erschien ihm befremdlich.

Als sein Wagen am Portal hielt, steigerte sich das Erstaunen des Obersten, denn vor der Freitreppe stand eine Droschke, und auf Befragen theilte der Kutscher dem Hausherrn mit, er habe den Doktor Marschall hierhergebracht.

Hastig in's Haus tretend, stieß der Oberst auf Muntz.

„Wer ist denn krank?" fragte Lukas beunruhigt.

„Leider ist Fräulein Lester die Patientin," entgegnete Muntz gedrückt; „ich habe sie seit Ihrer Abreise noch nicht gesehen."

„Sie scherzen, Muntz?" rief der Oberst unwirsch.

„Nein — ich sage Ihnen die lautere Wahrheit, Oberst," entgegnete Muntz verdrießlich; „Lydia hat ihr Zimmer noch nicht verlassen, und wie mir ihr Kammermädchen heute auf meine besorgte Frage mittheilte, ist sie in den acht Tagen so schmal und elend geworden, daß man sie kaum mehr kennt. So habe ich denn heute Nachmittag nach Stonebridge gesandt und Doktor Marschall kommen lassen; Ines, die täglich um ihre Freundin war, hätte längst dafür sorgen müssen, aber sie scheint nur an sich selbst zu denken", schloß Muntz grimmig.

„Aber um's Himmels willen — was fehlt denn Lydia?" frug der Oberst verstimmt.

„Wie mir das Mädchen sagt, genießt sie kaum etwas und schläft auch nicht. Seit jenem Abend, da Sie mir sagten, sie sei bereit, meine Gattin zu werden, ist Fräulein Lester für mich unsichtbar geblieben; anfänglich glaubte ich, es sei Ziererei und Schüchternheit, die sie mir ferngehalten, aber heute sah ich ihr Kammermädchen mit rothgeweinten Augen herumgehen, und nachdem ich sie gesprochen, habe ich sofort den Arzt kommen lassen, wofür Fräulein Lukas schon längst hätte sorgen sollen."

„Ich werde sogleich mit dem Doktor sprechen," sagte Lukas, jetzt selbst beunruhigt. Wie, wenn Lydia starb und ihm dadurch die Aussicht, von den Muntz'schen Millionen zu profitiren, entging.

„Ja — sprechen Sie mit dem Arzt," rief Muntz eifrig; „sparen Sie nichts, ich komme für alles auf! Vielleicht hält er einen Aufenthalt im Süden für zuträglich — in diesem Falle telegraphire ich sofort nach Southampton und lasse mir einen Salondampfer nach Stonebridge schicken. An der Riviera, in Algier oder Madeira sind schon unzählige Kranke wieder gesundet, und es soll an nichts fehlen, damit Lydia sich erholt — ich würde wahnsinnig, wenn sie stürbe!"

„Ich auch," dachte der Oberst bei sich, und dann eilte er, seine Reisekleider abzuwerfen und Lydia aufzusuchen.

Im Grunde genommen war es wirklich am besten, wenn ein Aufenthalt im Süden vereinbart wurde; dann mußte Lydias Trauung mit Muntz sofort stattfinden und hierin lag für Lukas die Möglichkeit, sich seinen Theil an den Schätzen des Millionärs zu sichern—mit dem Geheimniß, welches er in der Hand hielt, konnte er Lydia auspressen wie eine Citrone und er war fest entschlossen, das auch zu thun.

Trotz all seiner Gleichgiltigkeit und Selbstsucht erschrak der Oberst denn doch, als er Lydia erblickte — er hätte es nicht für möglich gehalten, daß 8 Tage einen Menschen in dieser Weise verändern könnten. Bleich und erschöpft, bis zum Skelett abgemagert, die dunklen Augen tief in den Höhlen liegend, lehnte Lydia in den Kissen des Divans, während der Arzt neben ihrem Lager saß und aufmerksam auf seine Uhr blickte, während er den Puls seiner Patientin fühlte. Unwillkürlich dämpfte der Oberst seine laute Stimme und sich über Lydia beugend, sagte er leichthin:

„Na, Lydia — was soll denn das heißen—Du machst ja schöne Geschichten!"

Lydia schlug müde die Augen auf und ein schmerzliches Lächeln schwebte um den feingeschnittenen Mund, als sie den Gruß des Obersten mit tonloser Stimme erwiderte.

„Doktor — was halten Sie von der Krankheit?" fragte Lukas, sich an den Doktor wendend; „was sagen Sie zu einer Luftveränderung—he?"

„Von einer solchen kann einstweilen noch keine Rede sein," versetzte der Arzt ruhig; Fräulein Lester muß erst kräftiger werden."

„Pah — das macht sich schon; wohin möchtest Du denn am liebsten, Lydia? Nach Algier, Egypten, oder Madeira?"

„Es ist mir ganz einerlei wohin," sagte Lydia leise.

„Aber mir ist's nicht einerlei, gnädiges Fräulein," sagte der Doktor entschieden; „bevor wir an eine Reise denken können, müssen wir Ihre gesunkenen Kräfte zu heben suchen."

„Das wird sich kaum erreichen lassen," meinte Lydia matt.

„O doch—Sie müssen es nur wollen," tröstete der Arzt die Patientin, indem er sie forschend anblickte.

Lydia erröthete und wandte ihr Gesicht der Wand zu — sollte der Arzt ihr Geheimniß errathen und entdeckt haben, daß sie zu sterben wünschte?

Der Doktor erhob sich jetzt und empfahl sich, nachdem er ein Recept geschrieben und versprochen hatte, morgen wieder zu kommen. Der Oberst hatte, so lange der Arzt noch mit Lydia beschäftigt war, stumm vor sich hingeblickt; als der Doktor das Recept schrieb, murmelte er vor sich hin:

„Sie darf nicht sterben — sie muß den Millionär heirathen!"

„Herr Oberst," sagte Doktor Marschall, im Begriff das Zimmer zu verlassen, „dürfte ich Sie um eine kurze Unterredung bitten?"

„Ich stehe sofort zur Verfügung," antwortete der Oberst, dem Arzt in den Corridor folgend und ihm nach der Bibliothek voranschreitend. Sobald der Doktor sich mit dem Obersten allein sah, sagte er hastig:

„Wie ich von Fräulein Lester gehört, besitzt dieselbe von Verwandten nur einen Oheim, der in London lebt."

„Ach ja—der alte Graham," nickte der Oberst, „es ist ein unbedeutender Mensch, Herr Doktor."

„Darauf kommt es in diesem Falle nicht an — jedenfalls hängt Fräulein Lester an ihm und ich bitte Sie, sofort nach dem alten Herrn zu senden."

Der Oberst blickte den Arzt erstaunt and erschrocken an; es paßte ihm durchaus nicht, Herrn Graham jetzt in Sanssouci zu haben, und dann — sollte Lydia wirklich so schwer krank sein, daß diese Maßregel gerechtfertigt erschien?

Vielleicht las Doktor Marschall diese Gedanken in den Zügen des Obersten, denn er fuhr eindringlich fort:

„Da Fräulein Lester in Ihrem Hause weilt, muß ich annehmen, daß Sie Freundschaft für die junge Dame empfinden —"

„Ei freilich," beeilte sich der Oberst einzuschalten, „Lydia ist mir sehr theuer."

„Nun also — wenn Sie den Wunsch hegen, Fräulein Lester gerettet zu sehen, dann lassen Sie ihren Onkel kommen, an welchem sie sehr zu hängen scheint."

„Aber inwiefern soll der Alte zu Lydias Rettung beitragen?" frug der Oberst verblüfft.

„Das will ich Ihnen sagen, Herr Oberst. Fräulein Lester kann möglicherweise an Entkräftung und Depression sterben, weil sie eben nicht leben will! Ob sie dadurch krank geworden ist, kann ich nicht sagen, aber daß sie dran sterben kann, halte ich für sehr möglich. Vielleicht gelingt es dem Onkel, in ihr den Wunsch zu erwecken, weiter zu leben — der Willen zum Leben ist das beste Hilfsmittel des Arztes! Wenn das junge Mädchen sieht, daß der alte Herr sich um sie Sorgen macht, daß er sich grämt bei dem Gedanken an ihren möglichen Tod, wird sie vielleicht anderen Sinnes und damit ist schon viel, wenn nicht Alles gewonnen."

„Pah — Sie machen aus der Mücke einen Elephanten — Lydia braucht Zerstreuung — Abwechslung —"

„Die Sie ihr verschaffen wollen, indem Sie mit ihr reisen," fiel der Arzt dem Obersten in's Wort, „ich erkläre Ihnen aber hiermit auf's Bestimmteste, daß einstweilen nicht an eine Reise zu denken ist!"

„Hm — nach Ihrer Ansicht vielleicht, aber —"

„Herr Oberst," sagte der Doktor in einem Tone, der eine merkbare Beimischung von Verachtung hatte, „für's erste ist meine Ansicht hier die maßgebende, wie ich auch allein die Verantwortung trage, bis einer meiner Collegen die Behandlung der Patientin übernommen hat. Wenn Sie, trotz meines entschiedenen Verbotes, darauf bestehen, Fräulein Lester zu einer Reise zu bewegen, so werde ich Sie als Mörder denunciren — merken Sie sich das!"

„Mein Gott — Sie ereifern sich unnöthig," rief der Oberst spöttisch lachend. „Lydia ist ja erst 8 Tage krank und von Lebensgefahr kann doch nicht die Rede sein! Was fehlt ihr denn eigentlich?" schloß er brutal.

Der Doktor antwortete nicht — die Rohheit des Mannes empörte ihn.

„Nun, darf ich vielleicht um Beantwortung meiner Frage bitten?" fragte Lukas gereizt.

„Ich bin nicht sicher, ob Sie meine Erklärung verstehen werden," versetzte der Arzt kühl. „Allem Anschein nach hat Frl. Lester eine heftige Gemüthsbewegung erlitten — eine Bewegung, welche noch schmerzlich in ihr nachzittert und ihr Nervensystem dermaßen bedrückt, daß das Resultat dem eines entkräftenden Fiebers gleichkommt. Um mich eines abgedroschenen und leider doch sehr oft bezeichnenden Ausdruckes zu bedienen, leidet Fräulein Lester an gebrochenem Herzen."

„Wirklich? Ich glaubte eine derartige Erscheinung existire nur in der Phantasie."

„Es wäre für meine Patientin entschieden günstiger, wenn dies zuträfe," entgegnete der Arzt kurz.

„Und Ihrer Ansicht nach soll der alte Onkel das „gebrochene Herz" heilen?"

„Enden wir diese nutzlosen Erörterungen, Herr Oberst," sagte der Doktor, nach seinem Hut greifend, „und beherzigen Sie nur meine Warnung in Betreff der Reise. Was meinen Wunsch, die Anwesenheit des Onkels betreffend, angeht, so kann ich Sie freilich nicht zwingen, denselben zu berücksichtigen, ich wiederhole Ihnen indeß, daß ich von diesem Heilmittel mehr halte, als von allen Mixturen. Ich habe die Ehre, mich zu empfehlen."

Als der Oberst die Bibliothek verließ, fand er Muntz im Corridor seiner harrend.

„Nun — soll ich nach Southampton telegraphiren?" fragte der Millionär gespannt.

„Nein — es wäre unnütz," entgegnete der Oberst mürrisch und grob,—er hatte die Hoffnung auf das Vermögen des Alten als trügerisch erkannt und somit fiel für ihn jede Veranlassung, demselben rücksichtsvoll zu begegnen, fort.

Während der nächsten Stunden schritt Lukas ruhelos im Billardzimmer auf und ab, tausend Gedanken und Möglichkeiten zogen durch seinen Kopf und endlich schlug er mit der geballten Faust auf den Tisch und rief:

„Wenn denn doch einmal va banque gespielt werden muß, dann will ich's auf die vortheilhafteste Weise thun—vielleicht glückt der Coup."

Als Muntz in diesem Augenblick in's Billardzimmer trat, sagte der Oberst ohnmächtig:

„Ich muß noch einen Ausgang machen — gute Nacht" und damit war er verschwunden, ohne daß Muntz Zeit gefunden hätte, eine Frage an ihn zu richten

Fünfundzwanzigstes Capitel.

Hastig durch den Park schreitend, machte der Oberst am Hause des Gärtners Halt und fragte ihn nach Doktor Marschalls Wohnung in Stonebridge, worauf er seinen Weg fortsetzte.

Als es vom Kirchthurm in Stonebridge 10 Uhr schlug, zog der Oberst die Glocke an dem Hause des Arztes; der Diener öffnete dem späten Besucher und führte ihn in das Arbeitszimmer seines Herrn, der erstaunt in dem Eintretenden den Herrn von Sanssouci erkannte.

„Herr Doktor," begann Lukas in seiner derbjovialen Weise; „Sie haben aller Wahrscheinlichkeit nach eine recht schlechte Meinung von mir und ich muß gestehen, daß ich das nur natürlich finde, ich habe mich unverantwortlich benommen."

„Ich werde mich glücklich schätzen, eine bessere Meinung von Ihnen zu gewinnen, Herr Oberst," entgegnete der Arzt verbindlich.

„Hm — damit wird's schön aussehen! Bevor ich mich von hier entferne, werde ich Ihnen gegründete Veranlassung gegeben haben, noch schlechter von mir zu denken."

Der Doktor lächelte — offenbar trieb der Oberst seinen Scherz zu weit, denn daß Lukas im Ernste reden könne, ahnte Marschall nicht im entferntesten.

„Also kurz und bündig," begann der Oberst seine Beichte; „ich bin ein Betrüger!"

„Sie scherzen, Herr Oberst."

„Ich bedaure, dies verneinen zu müssen; ich bin nicht nur ein Betrüger, sondern auch herzlos und berechnend."

„Seine Fehler so genau erkennen, heißt schon den ersten Schritt zur Besserung thun," meinte der Doktor ermuthigend; er wußte absolut nicht, wo der Oberst hinaus wollte.

„Hm — das weiß ich doch nicht. Ich komme mir vor wie ein Dieb, der eine Kostbarkeit, die er gestohlen hat, nicht verwerthen kann und dieselbe dem Eigenthümer wieder zustellt."

„Ich verstehe Sie nicht ganz, Herr Oberst."

„Glaub's schon — ich werde gleich zur Sache kommen. Also—vor einiger Zeit gelangte eine Thatsache zu meiner Kenntniß und diese Thatsache war derart, daß sie mir die Handhabe bot, unbeschränkte Macht über Fräulein Lester auszuüben."

„Inwiefern?"

„Ich bedaure, Ihnen keine genaueren Angaben machen zu können, meine eigene Sicherheit könnte unter der Befriedigung Ihrer Wißbegierde leiden. Ich sage Ihnen nur so viel, daß ich mich gerade in dieser Hinsicht des Betruges, von dem ich vorhin sprach, schuldig machte — die Thatsache als solche existirt nicht. Hätte ich nicht felsenfestes Vertrauen auf Lydia Lesters Edelmuth, dann würde ich auch ferner schweigen, aber ich weiß, daß ich nichts riskire, indem ich Ihnen diese Erklärung gebe. Lydia wird mir nur zu dankbar sein, wenn sie erfährt, daß sie in einer falschen Voraussetzung befangen gewesen ist und da diese falsche Voraussetzung ihren Zustand herbeigeführt hat, steht zu hoffen, daß sie sich erholt, sobald sie Kenntniß von meiner Mittheilung erhält."

„Sie scheinen Fräulein Lesters Charakter genau studirt zu haben," bemerkte der Doktor gemessen.

„Das mußte ich — mein Vorgehen sowohl heute wie früher basirt auf meiner Kenntniß von Lydias Charakter. Durch meinen Betrug fiel mir Fräulein Lesters Vermögen zu; durch leichtsinnige Spekulationen verlor ich dasselbe und um diesen, für mich sehr bedeutenden Ausfall zu decken, faßte ich den Entschluß, Lydia an einen reichen Mann zu verheirathen. Die Natur meiner Beziehungen zu Lydia verbürgte mir freie Verfügung über alles, was sie besaß und so beeilte ich mich, die Verbindung in's Werk zu setzen."

„Wenn ich Sie recht verstehe, gedachten Sie also durch Fräulein Lester deren zukünftigen Gatten zu brandschatzen?"

„Ganz recht—das war meine Absicht. Der Umstand, daß Lydia ihr Herz an den jungen St. George verloren hatte, fiel nicht schwer ins Gewicht, da ich die Macht besaß, sie zum Aufgeben der zwischen ihr und dem Freiherrn bestehenden Beziehungen zu zwingen —"

„Und da wollten Sie mir einreden, meine Diagnose, daß Fräulein Lester an gebrochenem Herzen leide, sei unrichtig," warf der Doktor finster ein.

„Wer A sagt, muß auch B sagen," bemerkte der Oberst philosophisch. „Also der Freiherr erhielt seinen Abschied und Lydia gab mir das Versprechen, den alten Muntz, einen Millionär, heirathen zu wollen."

„Muntz? Das war ja der Alte, der mich holen ließ; er ist alt genug, um Fräulein Lesters Großvater sein zu können," rief der Doktor entrüstet.

„Ja — er hat seine Sechzig auf dem Rücken. So weit wäre Alles in Ordnung gewesen, aber Lydias verwünschte Krankheit hat mir einen Strich durch die Rechnung gemacht, und da Muntz albern genug war, Sie rufen zu lassen, mag er jetzt auch die Folgen tragen, die für ihn den Verlust einer schönen jungen Frau bedeuten. Ich hätte Ihnen dies Alles nicht gesagt, wenn sich mir noch eine Aussicht böte, die Heirath zu Stande zu bringen, aber der Boden brennt mir unter den Füßen und wie mir ein Vögelchen gepfiffen hat, ist der junge St. George auf dem besten Wege, mir Unbequemlichkeiten zu bereiten, wenn ich mich nicht bei Zeiten aus dem Staube mache. Benutzen Sie meine Mittheilung nach Gefallen, um Lydias Lebenslust neu zu wecken und sie dadurch zu retten; ich —"

„Und wer bürgt mir dafür, daß Sie jetzt die Wahrheit sprechen?" fiel der Arzt dem Obersten in's Wort.

„Lassen Sie mich nur ausreden, Herr Doktor. Ich habe Lydia vorgespiegelt, Muntz kenne ein uns beide schwerbedrohendes Geheimniß und verlange ihre Hand als Preis seines Schweigens. In Wirklichkeit weiß Muntz nichts und wenn Lydia albern genug war, meiner Lüge Glauben zu schenken, so ist das ihre Sache — sobald Sie ihr mittheilen, was ich Ihnen gesagt, ist Alles in Ordnung."

„Hätten Sie etwas dagegen einzuwenden, Ihr Bekenntniß niederzuschreiben, Herr Oberst?" fragte der Doktor nach kurzer Ueberlegung.

„Nein — nur müssen Sie mir eidlich geloben, daß das Dokument nicht in die Hände der Behörde gelangt."

„Das verspreche ich feierlichst und ich werde auch Fräulein Lester dazu bestimmen, das Dokument geheim zu halten," sagte der Doktor ernst.

„Das versteht sich von selbst," nickte der Oberst und sich an des Doktors Schreibtisch setzend, warf er folgende Zeilen hin: „Ich, Henry Lukas, bezeuge hierdurch, daß ich wirklich der vorgenannte Henry Lukas bin und daß ich mir den anderen Namen, mittelst welchem ich Vortheile errungen habe, nur in betrügerischer Absicht beilegte. Es ergiebt sich hieraus von selbst, daß alle auf diese Namensänderung bezüglichen Thatsachen unwahr sind und lediglich den Zweck verfolgten, Fräulein Lesters Vermögen in meine Gewalt zu bringen.

Ich schreibe dies Bekenntniß freiwillig nieder, um Fräulein Lesters Leben zu retten; als Gegenleistung verlange ich von ihr absolutes Schweigen über die Natur der Mittheilung, durch welche ich sie zwang, mir ihr Vermögen, wie ihren freien Willen zu opfern. Ich stehe nicht an, hierdurch feierlich zu erklären, daß obige Mittheilung durchweg auf Erfindung beruhte und wenn ich trotzdem von Fräulein Lester absolutes Schweigen über diese Erfindung verlange, so geschieht dies nur, weil ein unbedachtes Wort unter Umständen zur Entdeckung eines anderen gefährlichen Geheimnisses führen könnte. Sollte Lydia Lester diese meine einzige Bedingung nicht achten und irgend Jemanden, wer es auch immer sei, mittheilen, welcher Art die Macht, die ich über sie ausgeübt, war, dann mag sie sich vor meiner Rache hüten—ich treffe sie und strafe sie am Liebsten, was sie hat. Henry Lukas."

Der Doktor las das Geschriebene aufmerksam durch und sagte dann:

„Die letzte Klausel erscheint mir ebenso überflüssig als grausam; wie ich Fräulein Lester beurtheile, wird sie schweigen, ohne daß Sie ihr drohen und —"

„Und für den Fall, daß sie das Versprechen vergessen sollte, habe ich die Drohung beigefügt," ergänzte der Oberst spöttisch; „sie mag sich in Acht nehmen, dann riskirt sie nichts."

Doktor Marschall schüttelte den Kopf, sagte aber nichts weiter, denn er wußte, daß jedes weitere Wort nutzlos sein würde. Der Oberst meinte gleichmüthig, er möge den bestmöglichen Gebrauch von dem Schriftstück machen und ein lustiges Liedchen pfeifend, entfernte er sich mit kurzem Gruße.

Als er Sanssouci erreichte, war Mitternacht längst vorüber. Der Oberst warf einen Blick auf die hellerleuchteten Fenster der Bibliothek und bemerkte eine schlanke, dunkle Gestalt, welche auf dem Kiesweg vor dem Hause auf und abschritt.

Neugierig trat er näher, da fiel der aus den Fenstern strömende Lichtschein voll auf die Gestalt und einen erstickten Schrei ausstoßend, prallte Lukas zurück — er hatte Amarat, den Hindu, erkannt!....

Sechsundzwanzigstes Capitel.

Aus den Fenstern von Rockbyhall strömte heller Lichtglanz; eine Militärkapelle ließ ihre lustigen Weisen im Tanzsaal erklingen und reich geschmückte Paare drehten sich im Takte zu den frohen Tönen. Draußen im Park fluthete das Mondlicht über die weiten grünen Rasenflächen; es war eine zauberhaft schöne Frühlingsnacht, wie sie der Dichter so gern besingt:

„Mondbeglänzte Zaubernacht
Die den Sinn gefangen hält,
Wundervolle Märchenwelt
Steig' herauf in alter Pracht!"

Eine lange Reihe eleganter Equipagen hielt vor der Freitreppe des Schlosses; jetzt kamen zwei ältere Damen in Begleitung eines Herrn die Stufen herab und bestiegen den vordersten Wagen, während oben am Portal eine Gruppe von jungen Herren den Abfahrenden Grüße zurief und dann heiter plaudernd und lachend in den Tanzsaal zurückkehrte.

Die Wagen rückten nach; ein eleganter Einspänner hielt jetzt am Fuß der Treppe, doch hatte es nicht den Anschein, als ob derselbe auf Gäste, die er heimbringen solle, warte, denn der Kutscher winkte dem reich gallonierten Diener, der oben am Portal stand, und fuhr dann langsam dem Parkthor zu.

Der Diener hatte dem Wink des Kutschers Folge geleistet und neben dem Fuhrwerk herschreitend, sagte er freundlich: „Na Peter, was soll's? Ich habe nicht lange Zeit!"

„Ach—ich habe da einen Auftrag, dessen Ausführung für Dich leichter sein wird, als für mich, denn ich kann mein Pferd nicht allein lassen, John," sagte der Kutscher; ich mußte Queue machen und wartete schon etliche Stunden, bis ich endlich vorfahren durfte. Ich bin nur froh, daß ich Dich gefunden habe — willst Du mir einen Gefallen thun, John?"

„Gern, altes Haus—meinen Freunden bin ich stets gefällig."

„Gut — hier ist ein Brief für eine im Schlosse befindliche Dame — die Adresse wird Dir ja wohl bekannt sein?" und damit reichte der Rosselenker dem Diener ein zusammengefaltetes, versiegeltes Billet.

„Fräulein Ines Lukas," las John beim Schein der Wagenlaternen.

„Ja—so heißt's—willst Du der Dame den Brief geben, John? Ich habe eine Krone für die Bestellung bekommen, also muß dieselbe wohl wichtig sein. Vermuthlich handelt sich's um einen Liebhaber oder ein Stelldichein —"

„Kann schon sein," nickte John, „ich werde das Billet sofort abliefern, Peter, aber ich muß jetzt fort—leb' wohl!"

Der Diener eilte in's Schloß zurück, und nachdem er einigen Gästen beim Einsteigen geholfen, schlüpfte er in den Tanzsaal, wo Fräulein Lukas soeben tiefsinnige Betrachtungen über die Unart der Tänzer, die sich in keiner Weise um sie rissen, anstellte, und übergab der Dame den Brief mit schlauem Grinsen.

Ines nahm denselben hastig entgegen; augenscheinlich war es nicht das erste Billet, das ihr heimlich zugesteckt wurde, und in ein leeres Nebenzimmer tretend, brach sie das Siegel und las Folgendes:

„Am Ende des Parkweges, seitwärts vom Wärterhause, steht eine breite Eiche; dort erwarte ich Dich, wenn Du den Wunsch hegst, Deine Lage zu verbessern. H. L."

Ines bedurfte nicht erst langer Zeit zur Ueberlegung; sie schlüpfte hinauf in ihr Zimmer, warf einen langen, dunkeln Mantel um, zog die Kaputze desselben über den Kopf und eilte dann mit lautlosen Schritten über eine Hintertreppe hinab in den Park. Hier wählte sie vorsichtig die dunkelsten Gänge und stand endlich an der bezeichneten Stelle.

„Du hast mich lange warten lassen," sagte der Oberst brummend, indem er hinter der Eiche hervortrat.

„Du magst mir dankbar sein, daß ich überhaupt gekommen bin", gab Ines giftig zurück; „ich habe erst geschwankt, ob ich Deiner Aufforderung Folge leisten solle, denn die Erfahrungen, die ich mit Dir gemacht, haben mein Vertrauen in Dich nicht gerade befestigt."

„Hm — Dein eigenes Interesse mußte Dir sagen, daß es für Dich vortheilhaft war, meinen Wunsch zu berücksichtigen," höhnte Lukas.

„Inwiefern?"

„Pah—streiten wir nicht um des Kaisers Bart; Du weißt ebenso gut wie ich, daß Du nichts zu verlieren und alles zu gewinnen hast."

„Jawohl, es fragt sich nur, durch wen ich gewinne."

„Wie so? Was meinst Du?"

„Herrgott — Du bist schwer von Begriff. Was meinst Du, wenn ich dem Freiherrn Deinen Wisch gezeigt und ihm dadurch auf's Schlagendste bewiesen hätte, daß ich nichts mehr von Dir wissen will? Glaubst Du nicht, daß St. George's Großmuth mir eventuell mehr einbringen würde, als Deine vagen Versprechungen?"

„Aber Du hast ihm den Brief nicht gezeigt?" rief er, Ines derb am Arm fassend und schüttelnd. „Horch—kommt da nicht Jemand? Wenn Du mich verrathen hast, sollst Du es büßen, das verspreche ich Dir."

„Laß mich los," zischte sie, indem sie vergeblich strebte, sich seiner Eisenfaust zu entwinden; erst als sie im ungewissen Licht des Mondes in seiner Rechten den Lauf eines Revolvers blitzen sah, ward sie zahm und sagte bittend:

„Laß meinen Arm los—Du thust mir wehe."

„Aha — jetzt ziehst Du andere Saiten auf," spottete Lukas, seinen Griff lockernd, aber sie nicht loslassend und auch den Revolver nicht einsteckend.

„Mach's kurz", sagte sie grollend, „sage mir, was Du willst."

„Dir sagen, daß es in unserer Macht steht, Lydia zu Grunde zu richten und zugleich die St. George's auszupressen—wie gefällt Dir das?"

„Prächtig—wenn sich's nur ausführen läßt! Du mußt mir genau erklären, was zu thun ist, denn ich mag mich nicht zwischen zwei Stühle setzen und einstweilen bin ich durch Lydia's Großmuth gar nicht schlecht dran."

„Ja—Du hast's stets verstanden, für Dich zu sorgen," brummte er. „Vor allen Dingen muß ich wissen, wie es hier steht — ich habe seit meiner Abwesenheit wenig oder nichts erfahren."

„Gut—diesem Mangel kann ich abhelfen. Ich erfuhr Deine damalige plötzliche — sagen wir Abreise — durch Herrn Graham, den Dr. Marschall nach Sanssouci berufen hatte. Sowohl Graham, wie die St. Georg's drangen in mich, das über Deiner Identität waltende Geheimniß zu lüften und ihnen offen zu sagen, wer Du seiest — nur wenn ich ihnen die Wahrheit mittheile, könne ich auf ihren Beistand rechnen. Unter diesen Umständen hielt ich's für's Beste, unsere bisherige Komödie weiter zu spielen; ich beharrte darauf, daß ich Deine Tochter sei und keine Ahnung von Deinem jetzigen Aufenthaltsort habe — das Letztere war ja auch buchstäblich wahr," schloß sie lachend.

„Ines — das war ein Meisterstreich," rief Lukas enthusiastisch; „wir beide sind wirklich einander ebenbürtig. Nun — wie ging's weiter?"

„Frau St. George, Graham und der Doktor theilten Lydia mit, Du habest sie schändlich betrogen und zur Bekräftigung ihrer Behauptung legten sie ihr Dein geschriebenes Bekenntniß vor."

„Hm — und der Effekt dieses Schriftstückes?"

„War nicht momentan und entsprach anfänglich gar nicht den gehegten Erwartungen. Lydia schwebte tagelang zwischen Tod und Leben, und ohne Doktor Marschall's Geschicklichkeit und Frau St. George's und meine aufopfernde Pflege wäre sie wohl kaum genesen—"

„Ah—Du hast sie also auch gepflegt?" warf Lukas mit rohem Lachen ein.

„Natürlich — ich thue stets alles, was mir Vortheil bringt. Sobald Lydia sich soweit erholt hatte, um reisen zu können, wurde sie von den St. George's an die Riviera gebracht, und ich durfte sie als „liebe Gefährtin" begleiten. Vorher hatte Lydia's Verlobung mit dem jungen St. George stattgefunden — anfänglich war die Rede davon, die Hochzeit solle in Nizza oder San Remo gefeiert werden, aber der junge, dickköpfige St. George wollte nichts davon hören. Er bestand darauf, Lydia die Genugthuung zu verschaffen, alle die, welche sie verleumdet und falsch beurtheilt hatten, zur Hochzeitsfeier nach Rockbyhall einzuladen, und so hat denn heute die Treuung mit obligatem feierlichem Diner und großem Ball stattgefunden. Der Adel der Umgegend hatte sich vollzählig eingefunden—wer keine Einladung empfangen hat, ist in den Augen der lieben Nächsten hoffnungslos blamirt und die öffentliche Meinung, die einst so scharf über Lydia urtheilte, ist jetzt geradezu verschwenderisch mit ihrem Lob."

„Na — nur Geduld — sie sollen schon noch aus einer anderen Tonart singen," knurrte Lukas. „Macht das junge Paar eine Hochzeitsreise?"

„Jawohl, der alte Herr hat ihnen eine neue prächtige Yacht — „die Lydia", geschenkt, und mit Tagesanbruch fahren die Neuvermählten nach Southampton, um von dort aus eine mehrmonatliche Seereise anzutreten. Sie wollen im mittelländischen Meere kreuzen, da, wo es ihnen gefällt, länger verweilen, und erst gegen Ende Juli hierher zurückkehren."

„Schön—so ist keine Zeit zu verlieren. Ich muß Lydia sprechen, und zwar sobald als möglich. Vor Tagesanbruch muß ich schon weit von hier sein — man darf mich nicht entdecken. Du mußt dafür sorgen, daß ich Lydia allein sprechen kann — locke sie unter irgend einem Vorwande in ein Nebenzimmer, welches Dir zugänglich ist und führe mich dorthin."

„Es wird schwer sein," meinte Ines nachdenklich.

„Das ist Deine Sache — besinne Dich nicht lange — es ist Gefahr im Verzug!"

Siebenundzwanzigstes Capitel.

Aus dem Ballsaal erklangen die einleitenden Takte eines Walzers; Julius St. George, der vor Glück strahlte, hatte seine junge Gattin zu diesem Tanz aufgefordert und stand jetzt neben ihr, während Lydia etwas abgespannt, in das Gewühl der Tanzenden blickte.

„Du bist müde, mein Liebling," flüsterte der junge Gatte zärtlich, indem er sich an Lydia's Seite niederließ; „sollen wir den Tanz lieber aussetzen?"

„O nein", rief sie lebhaft; „ich bin gar nicht müde und ich habe mich so sehr auf diesen Tanz mit Dir gefreut."

Julius schlang den Arm um die schlanke Gestalt, die in dem weißen Atlasgewand, mit dem Myrthenkranz in den Locken, geradezu überirdisch schön aussah, und während beide unter den Klängen der „schönen blauen Donau" durch den Saal flogen, folgten zahlreiche bewundernde Blicke dem schönen Paar.

Der alte Freiherr und seine Gattin, sowie Herr Graham, konnten sich gar nicht satt sehen an den beiden Glücklichen und als sie an der Gruppe der drei Alten vorbeiflogen, meinte der alte Freiherr mit einem leichten Seufzer:

„Ich wollte, Julius und Lydia wären erst wieder da; es wird uns allen sehr einsam werden, bis sie wiederkommen."

Inzwischen hatte der junge Freiherr ein leeres Nebenzimmer entdeckt, und Lydia dorthin führend, sagte er leise und zärtlich:

„Ich habe die Pflicht, über Dein Wohlbefinden zu wachen, und so denke ich, wir pausiren eine Weile—Du siehst wirklich müde aus, Lydia."

„Aber ich bin nicht müde—ich bin nur glücklich," flüsterte Lydia, sich innig an ihn schmiegend.

„An was dachtest Du denn vorhin, als ich zu Dir trat — so viel ich sehen konnte, warst Du nicht eben freudig gestimmt, mein Liebling?"

„Und Du hast recht gesehen, Julius," nickte die junge Frau seufzend; „gleich einem finsteren Schatten legt sich's über mein Glück, wenn ich an das unselige Geheimniß denke, welches ich Dir nicht mittheilen darf! Ich empfinde es als ein schweres Unrecht gegen Dich, schweigen zu müssen und —"

„Gräme Dich nicht darob, meine Lydia", bat der junge Gatte zärtlich, „denken wir nur an uns und unser Glück. Sieh, dort im Osten erscheint schon ein schmaler röthlicher Streifen am Horizont; sobald der Tag anbricht, fliegen wir davon in die weite Welt und ich gedenke nicht eher heimzukehren, als bis Du mir erklärst, es sei Dir langweilig, mit mir allein zu sein!"

Glücklich lachend warf sie sich in seine Arme, und, von ihm umschlungen, trat Lydia an das breite, auf die Terrasse mündende Bogenfenster und öffnete beide Flügel desselben, mit vollen Zügen die frische, kräftige Morgenluft einathmend. Zwei dunkle Gestalten, welche dicht unter dem Fenster auf der Terrasse gestanden, hatten sich fest an die Mauer gedrückt, um der Beobachtung zu entgehen, und das junge Paar war zu sehr mit sich selbst und seinem Glück in Anspruch genommen, um auf etwas Anderes zu achten.

„Ach — ich wollte, wir befänden uns schon auf unserer Yacht", rief Lydia lebhaft; „wie herrlich muß es sein, den Sonnenaufgang vom Wasser aus verfolgen zu können!"

„Ist Dir's recht, wenn wir gleich den Frühzug nach Southampton benützen, mein Liebling?" fragte Julius, „wir könnten dann unser Frühstück schon auf der „Lydia" einnehmen."

„O, das wäre herrlich; können wir denn den Zug noch erreichen, Julius?"

Der Freiherr blickte auf seine Uhr und nickte.

„Wenn Du Deine Toilette ein wenig beeilst," sagte er lächelnd, „haben wir vollauf Zeit. Du kennst ja die kleine Steintreppe, die von dem Corridor aus hinauf in Dein Zimmer führt; wenn Du dieselbe benutzest, kannst Du ungestört und ohne Jemandem zu begegnen, in Dein Gemach schlüpfen; ich sehe inzwischen nach dem Wagen und hole Dich, wenn alles zur Abfahrt bereit ist."

* *

Lydia stand vor dem hohen Ankleidespiegel und war eben im Begriff, das kostbare Brillantkollier, welches ihr Gatte ihr heute geschenkt hatte, aufzunesteln, als Ines eintrat.

„Ah — ich bitte um Entschuldigung, Lydia," sagte Ines, anscheinend höchlichst überrascht, Lydia hier zu finden; „ich dachte nicht, Dich hier zu sehen und will Dich auch gar nicht stören."

„Bleibe nur, Ines — Du störst mich nicht im Geringsten," entgegnete Lydia freundlich, „ich freue mich im Gegentheil, Dir noch vor meiner Abreise Adieu sagen zu können."

„Ach ja—Du gehst ja sehr bald fort," nickte Ines trübe, „wie werde ich's nur aushalten ohne Dich; Du bist die liebste, einzige Freundin, die ich habe."

Wie von Schmerz überwältigt, warf sie sich in Lydias Arme und küßte sie zu wiederholten Malen; dann schluchzte sie laut und schmerzlich und stürmte hinaus, die Thür hinter sich offen lassend, ohne daß die junge Frau es bemerkt hätte. Lydia beschäftigte sich eben damit, ihren Schmuck in dem Etui zu bergen, als das Schließen der Thür sie aufblicken ließ und in demselben Moment gewahrte sie Lukas, der den Schlüssel umdrehte und in seine Tasche steckte.

Einen leisen Schrei ausstoßend, hob Lydia wie beschwörend die Hand, aber Lukas beachtete ihr offenbares Entsetzen nicht. Er näherte sich und streckte kaltblütig die Hand nach dem Schmucketui aus.

„Was suchst Du hier?" stammelte Lydia, die Hand schützend auf den eleganten, kleinen Saffiankasten, der ihre Initialen trug, legend.

„In erster Linie hier diesen Schmuck," sagte Lukas gleichmüthig.

„Wo denkst Du hin — dieser Schmuck ist das Geschenk meines Gatten — Du hast kein Recht an denselben."

„Hm — das werden wir schon sehen — jedenfalls nehme ich das Etui einstweilen an mich," höhnte Lukas, seinen Worten die That folgen lassend.

„Ich werde um Hilfe rufen," sagte Lydia außer sich, „wie kannst Du es nach dem was vorgegangen ist, überhaupt wagen, Dich hier noch sehen zu lassen? Gieb mir mein Eigenthum zurück und entferne Dich sofort, wenn Du nicht gewärtigen willst, von Anderen hinausgeworfen zu werden."

Lydia griff zugleich nach dem Glockenzug, aber Lukas, der jeder ihrer Bewegungen gefolgt war, faßte ihre Hand und drückte dieselbe in so derber Weise, daß sie vor Schmerz stöhnte.

„Laß die Albernheiten," sagte er barsch; „mein Anblick wird Dich belehren, daß ich nicht zum Scherzen aufgelegt bin."

Lukas sah in der That kaum besser aus, als ein Strolch. Das Haar hing ihm wirr und unordentlich in's Gesicht; der Bart war verwildert, die Augen roth und mit Blut unterlaufen und sein Anzug noch weit schäbiger als bei seinem Auftreten in Sanssouci. Er trug weder Hemdkragen noch Halsbinde und seine Stiefeln konnten kaum mehr Anspruch auf diese Bezeichnung machen.

„Ich leide Mangel," sagte Lukas hart und finster; „während Du in Luxus und Wohlleben schwelgst, gebricht es mir am Nöthigsten. Hätte ich Geld gehabt, dann wäre ich längst über alle Berge, aber das Leben, welches ich während der letzten drei Monate geführt, mag der Henker holen. Dein Herr Gemahl hat mir die Polizei auf die Fersen gehetzt—kein Hund möchte auf diese Weise länger leben. Ja—sieh mich nur nicht so ungläubig an—ich weiß, was ich sage und ich gebe Dir mein Wort, daß die Geschichte ein Ende nehmen wird. Ich muß Geld haben — viel Geld und Dein Gatte muß dafür sorgen, daß die Häscher mich nicht länger behelligen. Mit dem Hindu will ich schon fertig werden, aber ehe ich mit ihm anbinde, muß ich Geld in der Hand haben, um schleunigst das Land verlassen zu können.... O, dieser Amarat soll mir jede böse Stunde, die er mir bereitet theuer bezahlen! Der Elende hätte mich zehnmal um's Leben bringen können, aber das genügte ihm nicht—er muß mich erst zu Tode hetzen, wie ein Wild!.... Nun, warum sprichst Du kein Wort, Lydia? Begreifst Du nicht, daß Du es bist, die mir das Geld verschaffen soll?"

„Ich wüßte nicht weshalb? Du hast mich um ein Haar getödtet — hast mich ausgepreßt wie eine Citrone — wir sind fertig miteinander," sagte Lydia tonlos aber entschlossen.

„So — meinst Du?" spottete Lukas, „nun, Du könntest Dich irren."

„Du hast keinen Anspruch mehr an mich," murmelte Lydia verwirrt.

„Ah — das wäre nicht übel," höhnte Lukas, „nein, mein Täubchen, mein Anspruch an Dich besteht nach wie vor zu Recht.... Du bist in die Falle gegangen, die ich Dir gestellt — Du und alle andern, ihr waret einfältig genug, den plumpen Betrug nicht zu merken! Ihr habt dem Bekenntniß, welches ich niederschrieb, Glauben geschenkt — nun wohl, dies Bekenntniß war eine Lüge — eine schlau ersonnene Lüge! Die Thatsache bleibt bestehen—Du bist und bleibst doch meine —"

„Nein—nein," rief Lydia verzweifelnd und beide Hände wie abwehrend von sich streckend; „es kann nicht sein—ich glaube es nun und nimmermehr."

„Schweig," knurrte er, sich scheu umblickend, „ich sage Dir, es ist buchstäblich wahr! Ich machte meine damalige Aussage nur unter dem Zwang der Verhältnisse—Du warst krank und erschöpft und der Doktor sagte mir kurz und bündig, Du würdest unfehlbar sterben, weil Dir der Wille zum Leben fehle! Ich war nicht einen Augenblick darüber im Zweifel, was Deine Niedergeschlagenheit hervorgerufen, und da Dein Leben nur um den Preis einer Lüge zu retten war, so log ich! Ich will mich nicht besser machen, als ich bin—ich wollte Dich erhalten, weil es mir Vortheil versprach. Mein früherer Plan, Dich an Muntz zu verheirathen, war gescheitert und wenn mir die Millionen des Alten auf diese Weise entgingen, so bot Deine Heirath mit St. George mir wenigstens die Hoffnung auf die Tausende dieses Herrn! Begreifst Du jetzt, wo ich hinaus will? Du mußt Deinem Gatten mittheilen, wer und was ich bin —"

„Niemals," stammelte Lydia mit ersterbender Stimme; „niemals!"

„Und ich sage Dir, Du mußt und wirst es thun! Die Polizei ist mir auf der Spur — der verdammte Hindu führt sie; wenn Dein Gatte erfährt, daß ich, den er einstweilen nur für einen Schwindler und Betrüger hält, einen Mord auf dem Gewissen habe und zugleich Kenntniß von dem Verhältnisse, in welchem wir beide zu einander stehen, erhält, wird er sich keinen Moment besinnen, alles aufzubieten, um die Schmach, die seinem Hause und seinem Namen droht, abzuwenden und zu diesem Behuf willig jedes Opfer zu bringen."

„O Gott—kann es denn möglich sein?" schluchzte Lydia, verzweifelnd die Hände ringend.

„Verschone mich mit Deinem Gewinsel," rief Lukas roh, „wenn ich schweigen soll, mußt Du mir den Mund mit Gold stopfen! Bis dahin nehme ich Deine Juwelen auf Abschlag — her mit den Armbändern — dieselben scheinen auch ziemlich werthvoll zu sein."

„Da hast Du sie," flüsterte Lydia matt, indem sie die Bracelets abstreifte und halb ohnmächtig in einen Sessel sank.

„Ich glaube gar, Du willst ohnmächtig werden," höhnte Lukas, das fehlte noch gerade! Nimm Dich zusammen — Dein Gatte kann jeden Augenblick kommen, und wenn er Dich so aufgeregt findet, sieht's mit dem Geheimhalten der Geschichte windig aus. O verdammt," unterbrach er sich plötzlich bestürzt; „da hustet Ines, um mir anzudeuten, daß Jemand kommt — ich muß verschwinden — schnell, sage mir, welchen Weg ich einschlagen muß!"

„Das Zimmer hat nur einen Ausgang," sagte Lydia zitternd, „Du selbst hast ja den Schlüssel umgebreht und eingesteckt."

(Fortsetzung folgt.)

Zweie — und doch Keiner.

Aus der schönen Ortschaft Dutch Kills bei Long Island City, N. Y., kommt die Mär von einer Hochzeit, welche dort vor einigen Tagen, unmittelbar nachdem eine andere Vermählung in die Brüche gegangen war, als Riesenspaß Betrunkener verübt wurde, die aber jetzt für einen der Betheiligten schlimme Folgen nach sich zu ziehen droht. Die Geschichte, welche wieder einmal so recht bezeichnend für die Leichtsinnigkeit vieler Eheschließungen ist, wird folgendermaßen erzählt:

Katie Ranken, eine junge Dame von 20 Jahren, hatte sich längere Zeit von Joseph Leffler die Cour schneiden lassen; da aber Joseph trotz mehrerer zarter Winke Seitens der Mutter Katies keinen Ernst machte, so gab Frau Ranken endlich ihrer Tochter kurz und bündig zu verstehen, wenn sie ihr nicht sehr bald einen Trauschein zeige, so könne sie sich eine andere Wohnung suchen. Katie theilte Joseph die Bemerkung mit, und er versprach, daß die Trauung am nächsten Sonntag Abend stattfinden sollte. Zur festgesetzten Stunde fand sich Joseph in etwas angeheitertem Zustande ein, um Katie abzuholen und die Beiden machten sich in Begleitung zweier Trauzeugen auf den Weg nach Pastor Shaws Hause, wo der Trauact vollzogen werden sollte. Unterwegs hielt die Gesellschaft noch einige Male Einkehr, — nicht in sich selbst, sondern in einladende Wirthschaften, und als die Vier endlich die Glocke von Pastor Shaws Hause zogen, da waren die Männer wenigstens stark angesäuselt. Hochwürden war nicht zu Hause, — und mit der Bemerkung, daß ihn ein glücklicher Zufall vor einem dummen Streich bewahrt, grüßte Leffler höflich und verschwand um die Ecke. Es war klar, daß er nicht heirathen wollte.

Katie und die beiden Zeugen blieben verblüfft zurück und wußten schließlich nichts Besseres zu thun, als sich in Wedbells Wirthschaft zu verfügen, wo sie einen gewissen Richard Jordan vor einem leeren Bierglase sitzen fanden. Das Gespräch drehte sich bald um die in die Brüche gegangene Hochzeit, bis der eine Zeuge der nicht stattgefundenen Trauung den Vorschlag machte, da Leffler zurückgetreten sei, so sollte Jordan Katie heirathen. Jordan fand die Idee bewunderungswürdig; denn er hatte den Tag über schon so stark gezecht, daß er Alles bewunderungswürdig fand, und da es auch Katie egal zu sein schien, wen sie heirathete, so setzte sich die Truppe alsbald in Bewegung, um den Plan zur Ausführung zu bringen. Sie begaben sich zu Pastor Taylor, der, obgleich er aus dem Bett getrommelt werden mußte, doch freundlich genug war, die Ceremonie ohne Zögern zu vollziehen, und Katie kehrte nun als Frau Jordan in das Haus ihrer Mutter zurück, die Anfangs maßlos erstaunt war, einen wildfremden Schwiegersohn anstatt Lefflers zu erblicken, sich aber doch bald mit dem Gedanken, daß einer immer noch besser wie keiner sei, in die Situation fand. Eine lebhafte Hochzeitsfeier wurde bis tief in die Nacht hinein gehalten, und Alles nahm einen befriedigenden Abschluß.

Aber o Schrecken! Am anderen Morgen verließ Jordan, ohne ein Wort zu sagen, das Haus und hat sich seitdem bei seiner jungen Frau nicht mehr blicken lassen, sodaß Katie sich jetzt mit der Absicht trägt, ihn wegen böswilligen Verlassens verhaften zu lassen. Jordan entschuldigt sich damit, daß er zu betrunken war, um zu wissen, was er that; Leffler hält sich verborgen, und in der Familie Ranken herrscht eine Gewitterstimmung, die Böses für die nächste Zukunft verspricht.

Alter und neuer Reichthum.

Als George Washington in das Präsidentenamt eingeführt wurde, enthielt die Stadt New York, der damalige Sitz der Bundesregierung, eine Bevölkerung von etwa 30,000 Seelen. Der Gesammtreichthum war natürlich im Vergleich zu heute sehr klein, die Unterschiede in den Besitzverhältnissen aber waren schon sehr groß. Einer armen Volksmasse standen Wenige gegenüber, die nach den damaligen Verhältnissen reich waren. Zu diesen Wenigen gehörte Washington selbst. Er war stets unternehmend gewesen und hatte durch seine Verheirathung mit der Wittwe Martha Dandridge Curtis sein Vermögen verdoppelt; ehe er Frau Curtis heirathete, hatte er nach der Hand einer reichen Erbin in New York gestrebt. Er hinterließ ein Vermögen, das für jene Tage und noch lange nachher sehr bedeutend war, nämlich ungefähr $200,000.

Zur selben Kategorie gehörten andere Personen, die damals in New York lebten; sie waren die „Millionäre" in einer Periode, wo $100 soviel bedeuteten, wie jetzt $1000.

Vor vielen Jahren veröffentlichte Moses Beach in der New Yorker „Sun" eine Liste der reichen Leute von New York, und dieselbe war noch sehr kurz, obgleich auch Besitzthümer von $100,000 darin aufgenommen waren.

John Jacob Astor begann mit der Anhäufung seines Reichthums im Jahre 1789, — sechs Jahre nachdem er als Einwanderer die amerikanischen Gestade betreten hatte. Zur Zeit seines Todes (1848) wurde sein Vermögen auf $20,000,000 geschätzt, d. h., ungefähr soviel wie gegenwärtig das jährliche Einkommen des Petroleummonopolisten Rockefeller beträgt, und nicht den zehnten Theil des heutigen Astor-Besitzes, obgleich Astor bei Weitem der reichste Mann in den Ver. Staaten war. Vor 40 Jahren konnte man die New Yorker Millionäre an den Fingern herzählen, und auch Halb- und Viertelmillionäre gab es wenige. Nächst Astor waren die Reichsten seiner Zeit die Stuyvesants und die Rhynlanders, — dann aber kam „lange Keiner mehr," obwohl noch eine kleine Anzahl alter Angesessenen ebenfalls ziemlich wohlhabend war.

Es ist bemerkenswerth, wie der Großreichthum die Besitzer gewechselt hat. Mit alleiniger Ausnahme der Astors, sind die Besitzthümer unserer Periode nicht in den Händen jener älteren Familien, und auch der jetzige Astor-Besitz ist ausschließlich ein Gewächs unseres Jahrhunderts. Die Familien, welche sich am meisten ihrer Herkunft rühmen, sind entweder verhältnißmäßig oder thatsächlich arm, während Andere, auf deren erbliche Prätensionen die Ersteren mit Verachtung herabblicken, die Ersten in financieller Beziehung geworden sind. Manche der neueren Großmogule prahlen allerdings mit ihren amerikanischen Vorvätern, welche wichtige Persönlichkeiten gewesen seien, indeß die Vorfahren anderer Geldfürsten nur Handelsläden gehabt hätten oder gänzlich unbekannt gewesen seien; bei näherem Zuschauen kann man indeß wenig Unterschied zwischen beiden Gattungen entdecken. Es ist eben nicht blos wahr, daß der Sohn mitunter lediglich durch seinen Vater oder Großvater „prominent" werden kann, sondern manchmal geht es auch umgekehrt, obwohl erst nachträglich!

Alle großen amerikanischen Reichthümer von heute kommen aus unserem Jahrhundert und wären undenkbar ohne die neue Einwanderung, welche die Schätze des Landes erst erschloß und werthvoll machte, die dann von der Speculation angebohrt wurden. Und dasselbe gilt von der nationalen Wohlhabenheit.

Enger Kragen — schlechte Augen.

Auf eine interessante Verbindung, welche zwischen diesen beiden Dingen besteht, hat ein hervorragender deutscher Sachverständiger, Professor Forster nämlich, Director der ophthalmologischen Klinik der Universität Breslau, jüngst die öffentliche Aufmerksamkeit gelenkt.

Es ist eine feststehende Thatsache, daß Deutschland einen ungewöhnlich großen Procentsatz von Männern mit abnormen Augen enthält. Ferner ist es eine Thatsache, daß der engschließende Kragen zu den Eigenthümlichkeiten des deutschen Nationalcostüms gehört, während er in England und Amerika nur von manchen Gecken getragen wird und in Frankreich kaum bekannt ist. „Die deutsche Armee muß das deutsche Volk sein," sagte einmal Bismarck; diese Armee trägt aber enge, hohe und steife Krägen und bestimmt bei dem Rang, welche sie in Deutschland einnimmt, die allgemeine Mode mit. Die Beeinflussung der deutschen Kleidermode, wie die des Körpers, durch den Militarismus hat manche vortheilhafte Wirkungen gehabt, — aber hinsichtlich der Krägen und der Augen läßt sich dies nicht sagen.

Zu engschließende Krägen stören den normalen Blutlauf und erzeugen dadurch leicht chronische Augenleiden (neben anderen Uebeln). Professor Forster hat dies an 300 seiner Patienten festgestellt.

Man pflegt ziemlich allgemein, das Monocle oder Einglas als eine Gewohnheit „männlicher" Eitelkeit zu betrachten, wie es auch hohe und enge Krägen vielfach sind. In der Mehrzahl der Fälle aber, sagt Professor Forster, ist das gleichzeitige Erscheinen dieser beiden Gegenstände an einer Person nicht blos auf kokette Nachäffung der Mode zurückzuführen, sondern hat auch einen inneren physiologischen Zusammenhang.

Ebenso, wie der Gesichtssinn, leidet jede körperliche Function mehr oder weniger durch enge Krägen und den hierdurch entstehenden localen Blutmangel hier und Blutandrang dort, sei derselbe auch nur ein zeitweiser. In dieser Beziehung lassen sich die Folgen der engen Krägen beim männlichen Geschlecht mit denjenigen des Schnürens beim weiblichen Geschlecht vergleichen. Eine Aenderung in ersterer Hinsicht ist wohl nicht zu erwarten, ehe die große „allgemeine Abrüstung" kommt.

Zur Schädellehre.

Nachdem die Phrenologie oder Schädellehre fast ganz „aus der Mode gekommen war", bringen neuerdings Forscher gewisse Thatsachen bei, welche ihr theilweise eine feste wissenschaftliche Unterlage zu geben scheinen.

Vor dem anthropologischen Institut in London hielt kürzlich Bernard Hollander einen auf Experimente gestützten Vortrag über einzelne Hirnräume als angebliche Centren besonderer Gefühle und Gedanken. Redner will durch Anwendung galvanischer Ströme auf verschiedene Hirntheile z. B. gefunden haben, daß eine gewisse Gegend des Hirns, und nur diese, bei entsprechender Beeinflussung den Ausdruck der Freude in den Gesichtsmuskeln erzeugt, daß wieder an einer anderen Stelle die galvanische Beeinflussung des Hirns ganz specielle, auf Bethätigung des Geschmackssinnes hindeutende Bewegungen der Zunge und der Lippe hervorruft u. s. w. Daraus schließt er denn, daß jene Hirngegenden der Sitz der geäußerten Gefühle sind, von wo aus letztere zur Bethätigung gelangen.

Obwohl die Phrenologie in ihren früheren Formen veraltet ist, mag dieselbe, mit Hilfe der neueren Wissensfortschritte berichtigt, eine Zukunft haben. Diesen Eindruck gewinnt man wenigstens, wenn man den Hollander'schen Vortrag durchliest. Und ferner wird es Einem wahrscheinlich, daß die Begründer der Schädellehre bei allen ihren Irrthümern sehr sorgfältige Beobachter aller Thatsachen gewesen sind, die in ihrem Bereich lagen, und die ganze Phrenologie einer abermaligen Prüfung im Licht der modernen Wissenschaft werth ist.

— Ein unnatürlicher Vater, der sein Kind auf grausamste Weise um's Leben gebracht hat, und an einer zweiten gleichen Unthat nur durch Zufall verhindert wurde, ist vor wenigen Tagen in Cluny (Departement Soane et Loire) in das Gefängniß jener Stadt eingeliefert worden. Der daselbst wohnhafte Weinbergsbesitzer Etienne Bonnin holte zu Anfang dieser Woche seinen 6jährigen kleinen Knaben Jean Marie aus der Schule ab, führte ihn nach Hause, zwang hier das widerstrebende Kind, sich auf den Fußboden, und zwar mit dem Kopf auf einen kleinen Waschkübel niederzulegen, und ein großes, schon vorbereitetes Messer ergreifend, schnitt er den Hals desselben von einem Ohr zum anderen, mitten durch. Nachdem das kleine Opfer sich zu Tode geblutet hatte, trug der unmenschliche Vater dasselbe auf ein Bett, streckte die kleine Leiche sorgfältig aus, und schloß die Augenlider derselben. Hierauf schritt er an ein zweites Verbrechen. In dem Nebenzimmer hatte er vorher sein elfjähriges Töchterchen Antoniette eingeschlossen; dieses zog er jetzt mit Gewalt in jenen Raum seiner ersten Mordthat hinein, um hier sein zweites Werk zu beginnen, als ein Nachbar, Herr Maugain, von dem Jammergeschrei der Kleinen erschreckt, noch zur Zeit herbeieilte. Er schlug die Thür ein und verhinderte auf diese Weise die grausame Absicht des Elenden. Maugain packte den Letzteren fest, während das gerettete Kind Hilfe herbeirief. Der Mörder wurde verhaftet. — Man nimmt als Ursache einen plötzlichen Ausbruch von Wahnsinn an, nachdem er zuvor bereits mehrere Male in einem Asyl für Mondsüchtige Aufnahme gefunden hatte.

— In London producirt sich seit einiger Zeit ein Affe, welcher die Violine spielt. Das Thier hat sechs kleine Repertoirstücke, die es ziemlich rein zum Vortrage bringt. Es hat im Ganzen zwei Jahre studirt, und ein Londoner Musik-Kritiker, welcher des Scherzes halber eine Recension schrieb, meinte darin, daß ein Mensch in dieser schweren Zeit auch nicht viel mehr auf diesem schwierigen Instrumente erreiche. Der Affe, welcher elegante Concert-Toilette, schwarzen Frackanzug mit weißer Cravatte trägt, spielt auf einer Kindergeige und macht während des Vortrages ein sehr kluges und ernstes Gesicht. Fehlt nur noch, daß die....Elephanten anfangen Klavier zu spielen.

— Wunderbar! Fünfjähriges Mädchen: Alle Jahre bekommen wir ein kleines Schwesterchen, — ich glaube, Jungens muß der Klapperstorch wohl gar nicht mehr vorräthig haben!

— Schwer von Begriff. Berliner: Sie glauben garnicht, wie bei uns die Bevölkerung im Wachsen begriffen ist. — Provinziale: So? Bei uns wachsen nur die Kinder.

— Höflich. Richter: „Warum haben Sie dem Kläger eine Ohrfeige gegeben?"—Angeklagter: „Aus reiner Zuvorkommenheit — er hat mir selbst eine angetragen!"

— Kein Widerspruch. Sie schieben wohl gern Kegel? — O ja, aber wenn ich Kegel schiebe, dann schiebe ich meistentheils keine Kegel.

— Worth, der Schneider der Kaiserin Eugenie und Modekönig unter dem Kaiserreiche, giebt seine Memoiren heraus. Der Weihrauch der Tagespresse fehlt ihm, da seine „Ateliers" schon längst nicht mehr die ersten und tonangebenden von Paris sind; so muß er sich wohl selbst ein wenig beräuchern. Er thut dies mit einer amüsanten Unverfrorenheit; der „große Künstler" kam in England zur Welt, wie er sagt, „im's Jahr 1825" — natürlich macht er sich zehn Jahre jünger als er ist. Eine „innere Stimme" berief ihn zur Damenconfection. Er trat in ein londoner Geschäft ein und wurde dort mit der Zeit eine „Autorität". Sein „Genie" entfaltete sich jedoch erst, als er im Jahre 1846 nach Paris kam. Im Jahre 1858 gründete er hier in Compagnie mit einem Schweden (die pariser Moden sind immer von Ausländern gemacht worden) sein eigenes Geschäft. Die Gräfin Pourtalès, eine Deutsche, die damals den Ton angab, stellte ihn Eugenien vor. Fortan war Worth nicht nur der Lieferant, sondern auch der „Inspirator" der schönen Kaiserin. Er erzählt mit Wohlgefallen, wie seine Hauptschöpfungen entstanden: Das mit dem Kleid gleichfarbige Jaquet, die „Robe Prinzesse" und schließlich auch die Krinoline, die in den Monaten, bevor Prinz Lulu auf Erden erwartet wurde, auf den ganz besonderen Wunsch der koketten Kaiserin in Mode kam. Worth erwähnt beiläufig, daß er zur Zeit der Reifröcke sich nicht anheischig machte, aus 60 Meter Seide ein Kleid zu schneiden, ja, daß er einmal 100 Meter violetter Seide zu einer Robe brauchte, die mit ihren nuancirten Rüschen wie ein riesiges Veilchenbouquet aussah. Die Exkaiserin besucht noch jetzt, so oft sie nach Paris kommt, ihren früheren Vertrauten, der uns versichert, daß die „exquisiten Linien ihrer Gestalt heute noch ebenso in's Auge fallen, wie ehedem."

— „Kein Mensch muß müssen!" Unter dieser Ueberschrift berichtet die „B. M. Z." aus [illegible] dem hiesigen Amtsge[illegible] einigen Tagen ein [illegible] proceß abgespielt. [illegible], ein Geschäftsmann, best[illegible] richtig gekündigt worden. „Es war ein Herr bei mir", erklärte er, „der sich als Wirth des Hauses vorstellte und sich den Namen meines Wirthes beilegte. Ich glaube auch, daß der Wirth es war, aber wer bürgt mir denn dafür, daß er's wirklich gewesen ist?! Der Mann kann ja einen Doppelgänger haben. Es gibt solche täuschende Aehnlichkeiten." Der Richter fiel hier ein: „Herr, kommen Sie uns nicht mit solchen Einwänden. Was kann denn der Wirth mehr thun, als persönlich bei Ihnen erscheinen? Soll er sich auch noch Zeugen mitbringen und wieviel? Wenn Sie keine anderen Einwände haben...." Der Beklagte fuhr darauf fort: „O, ich habe noch andere Einwände. Mir ist überhaupt nicht gekündigt worden. Der Wirth hat zu mir gesagt: „Ich muß Ihnen kündigen." Ja, was soll denn das heißen? Ich muß! Kein Mensch muß müssen. Ich habe den Wirth nicht gezwungen. Ich muß Ihnen kündigen. Wenn das etwas bedeuten soll, so bedeutet es doch, daß die Kündigung kommen wird. Sie ist aber nicht gekommen. Ich muß Ihnen kündigen. Das ist doch an sich noch keine Kündigung. Ja, wenn er gesagt hätte: „Ich kündige Ihnen." Das wäre etwas Anderes. Aber, „ich muß Ihnen kündigen," das ist gar nichts, wenn keine Kündigung darauf folgt." Selbstverständlich fand diese scharfsinnige Deutung keine Billigung. Der Geschäftsmann wurde dem Klageantrage gemäß ohne Weiteres verurtheilt.

— Wahrhaft gefährliche Dimensionen kann unter Umständen ein echt moskovitischer Theater-Enthusiasmus annehmen. Neuerdings bedroht er die Theater, wie es scheint, mit der Demolirung. In der moskauer italienischen Oper fand dieser Tage zum Benefiz der dort sehr gefeierten Primadonna Fräulein Arnoldson — einer in Berlin wohlbekannten Schülerin der Artot — eine Aufführung verschiedener Opernscenen und Acte statt. Die „Moskauer Deutsche Ztg." berichtet u. A.: „Nach der großen Scene der „Dinorah" brach die Begeisterung in hellen Flammen aus. Als Fräulein Arnoldson, nachdem sie gegen zwanzig Mal vor dem Vorhang erschienen war, die in Beifallsausbrüchen unermüdliche Jugend dadurch erfreuen wollte, daß sie einige Blumen unter sie warf, war der Andrang an der Orchesterbarrière so stark, daß diese nicht widerstehen konnte und laut krachend zerbrach, eine Scene, wie sie dem kalten Norden kaum zugetraut werden sollte. Die Abonnenten der Oper hatten eine Subscription veranstaltet, für deren Betrag sie der Benefiziantin einen Brillantstern im Werthe von 10,000 Francs als Zeichen der Verehrung überreichen konnten." Und das Alles wegen eines schönen Trillers! Wunderliche Zeiten, wunderliche „Enthusiasten".

— Verdiente Ruhe. „..Meine Mädchen haben geturnt, sind Schlittschuh' gefahren, geritten und geschwommen; dazu haben sie regelmäßig jedes Jahr die schwierigsten Bergtouren unternommen — und doch sind sie Alle — mit Glanz sitzen geblieben!" — „Nun, meine Gnädige, nach all' diesen Anstrengungen ist den Mädchen ein ruhiges Sitzenbleiben aber auch recht zu gönnen!"

— „Zur Erholung." Gefängniß-Director: Es scheint Ihnen bei uns zu gefallen, Brandel, weil Sie regelmäßig im Winter wieder kommen! — Sträfling: Ja, sehen Sie, Herr Director,— die Reichen gehen im Sommer zur Erholung in's Bad, und Unsereiner halt im Winter zur Erholung in's Zuchthaus!

— Auf Umwegen. A: „Denk' Dir 'mal, mir träumte letzte Nacht, man wäre dabei gewesen, Dich um 500 Mark zu bestehlen, als ich dazu kam und es vereitelte!" — B: „Ah, das war hübsch von Dir!" — A: „Na, übrigens könntest Du mir für diese Heldenthat 50 Mark auf sechs Monate pumpen!"

— Das Ultimatum. Haben Sie schon gehört? Der Müller will sich ja von seiner verschwenderischen Frau scheiden lassen, da sie sein ganzes Vermögen durchgebracht hat. Er soll ihr bereits — den Pfandschein von seinem Trauring vor die Füße geworfen haben!

— Folgsam. Mama (beim Fortgehen): Daß Du mir ja die Uhr stehen läßt! (Beim Zurückkommen): Kind, was hast Du mit der Uhr gemacht, sie geht ja nicht mehr! Die kleine Emma: Aber Mama, Du hast ja gesagt, ich soll die Uhr stehen lassen.

— Naive Abbitte. — „Aber Fritzchen, wer wird zur Tante sagen, daß sie dumm sei? Gleich gehst Du hin und sagst zu ihr, daß es Dir leid thue!" — (Fritzchen geht zur Tante hin und sagt): „Es thut mir leid, daß Du dumm bist."

— Gut erwidert. „Die Arzneikunst," sagte Napoleon I. zu seinem Doctor Desgenettes, „ist die Wissenschaft der Meuchelmörder." — Der Arzt antwortete: „Sire, was denken Sie über das Metier der Eroberer?"

— Gegen das Podagra. Kaiser Karl V. litt sehr am Podagra; als man ihn frug, was er dagegen gebrauche, sagte er: „Geduld und ein wenig Schreien!"